

### Beruf und Familie.

In der Wahl des Berufes werden von Männern ungezählte Fehler begangen; viel häufiger noch kommen sie bei Frauen vor, weil hier die Zahl der in Frage kommenden Gebiete beschränkter ist. Außerdem ist ja die Notwendigkeit einer festen Berufswahl für Frauen erst seit wenigen Jahrzehnten als feststehende Tatsache von der bürgerlichen Gesellschaft anerkannt worden. Viel zu klein ist noch immer die Zahl derjenigen, die auf der Höhe moderner sittlicher Erkenntnis stehen und ein für allemal eintreten, daß völliger Mühsiggang auch für die reiche Frau kein würdiges Lebensziel ist.

Andrerseits macht sich bisweilen im modernen Leben eine Strömung geltend, die herrlich und rücksichtslos die Verpflichtungen gegen das Elternhaus leugnet und die selbständige Berufstätigkeit zum A und O des Frauenlebens erhebt. Es würde schlimm stehen um die Bestrebungen zur Verbesserung der Lage der Frauen, wenn die Nachachtung der ersten und heiligsten Pflichten als ihre sichere Grundlage angesehen werden sollte. Der deutsche Philosophin Hedwig Wender rühmt man hingebende Treue im Kleinsten gegen ihre Angehörigen nach; das Leben der Ruise von François war eine einzige Kette von treuen Dienstleistungen gegen Sieselftern und Verwandte; Mrs. Colwallard-Guid, die Bildhauerin, hat die Charakterstärke und psychologische Vertiefung, die aus ihren geschlossenen und originellen Compositionen spricht, aus der selbstverleugnenden Hingabe an Familienpflichten hervorgegangen.

Widertreibend dieser Art ist also der Selbständigkeitsanspruch, der sich als einseitig und schief darstellt. Schmale Charaktere, die im häuslichen Beruf stumm werden, dürfen in der Regel auch im öffentlichen Berufs- und Erwerbsleben nur sehr schlecht fortkommen. Demgegenüber darf aber nicht verfallen werden, daß die Zahl der selbstthätigen Eltern unbedingt größer ist als die der hochstrebenden Töchter. Gewissenlos sind alle diejenigen Eltern, die ihre Töchter im Eigenheim aufziehen, mit dem sie beliebt sein wollen und wollen können. Das höchste unantastbare Eigentum der Einzelnen, auch der Töchter, sind ihre natürlichen Anlagen. Von ihrer richtigen Verwertung hängt für sie Gewissensfrieden und Lebensglück ab. Viele Eltern wollen dies aber nicht einsehen. Es fehlt besonders manchen Müttern das Gefühl dafür, daß auch ihren Kindern notwendigerweise erwachene und selbständige Menschen werden müssen. Sie machen es sich geradezu zur Pflicht, die selbständigen Regungen zu bekämpfen und zu hindern, daß sich die Töchter — wenn es sein kann oder muß — doch wenigstens neben der häuslichen Pflichterfüllung für einen späteren festen Beruf begeistern könnten.

In großen Städten ist freilich heute bisweilen auch schon das Umgekehrte der Fall. Die Mütter finden es unangenehm, den Töchtern Unterweisung im Häuslichen zu geben. Da schreit man lieber die Stützschwägerinnen als Buchhalterinnen an, und auch unter überläßt es später dem Zufall, wie sie sich mit ihrer eigenen häuslichen Wirtschaft abfinden. Nicht selten trifft man angedemütigte Mädchen, die von vornherein mit dem eingeschätzten Wesen in die Welt der Erwachsenen eingetreten, das aus dem allgemeinen verbreiteten Gerede über schlechte Heirathsansichten entpringt und manches gerüstete Lebensglück zuwege brachte. Das junge Mädchen hat sich von vornherein für ein vom Schicksal beschicktes Geschöpf; es träumt von der Ehe als von einem verlorenen Paradiese mit lauter anreizungslosom Genuß, es geht vorwärts, bis es seine Berufswahl erreicht und wird niemals recht gewacht, wieviel reiches Lebensglück der Weinstehenden erblühen kann.

Charakteranlage sollte mehr als Talent den Ausschlag für die Berufswahl der Mädchen geben! Für künstlerische Tätigkeit ist Willenskraft und unabhingiges Einsehen ebenso wichtig wie reiche Begabung und stark entwickelte Phantasie. Die Lehrerin kann neben der Charakterfestigkeit ein sonniges Gemüthsleben und tadellose Umgangsformen nicht entbehren. Eroganische Klugheit und Geschicklichkeit machen allein nichts aus.

Rechnungs kann man auf allen Gebieten weiblicher Erwerbstätigkeit beobachten. Unbedingt bedarf die allgemeine Geschäftsfähigkeit in Bezug auf diese Frage noch bringend der Verschärfung bei Eltern und Töchtern. Denn übertriebener Ehrgeiz und allzu sorglose Vernachlässigung rächen sich gleich schwer: nur in einem Beruf, für den die geistigen und körperlichen Kräfte reichen und regelrecht geschult sind, kann sich die Weinstehende glücklich fühlen.

**— Rothwendige Worte.** „Der Herr Oberförster erzählt ja in den letzten Tagen so glaubhafte Geschichten.“ „Ja, der muß nächstens als Zeuge vor Gericht und da traint er sich bei Zeiten auf die Wahrheit.“

**— Ein Worftiger Vater.** Der Vater: Augenblicklich trieg meine Tochter nur eine gute Aussteuer, alles andere nach meinem Tode; find Sie damit einverstanden? Weiber(Vater): Herr, Sie ich mich darüber erkläre, müssen Sie mir gefallten. Sie auf Ihren Gesundheitszustand zu untersuchen!

**— Durch die Blume.** (Ein Vater besuch seinen auf der Universität befindlichen Sohn.) „Nun, jetzt geht mir doch auch Deine Bibliothek, die Du so viel Geld kostet!“ „Die kann ich Dir nicht zeigen, Vater, die hat zu sehr durch Feuchtigkeit gelitten.“

### Max, der Fabulirer.

Die Geschichte eines wandernden Typo, von W. v. Schierbrand.

Zu jener Zeit nahm ich den verantwortungsvollen Posten eines Chefredakteurs ein. Es war nicht gerade eine der größten Zeitungen des Landes, aber ich diese hohe Stelle bekleidete. Mein, das will ich nicht behaupten. Sie concurren nicht mit dem N. Y. Herald, nicht einmal mit der N. Y. Staatszeitung. Aber innerhalb eines genau umschriebenen Gebiets war meine Zeitung in des Wortes vollster Bedeutung der „Arbiter of fashion“, Richter u. Jury zugleich über die Taten der Menschen. Nichts konnte passieren, ohne daß die Ost County Postame nicht ihren Senf dazu gab, weder Hochzeit noch Todesfall, weder eine politische Nomination, noch eine feierliche „Verpflichtung“ (wie mein unerfahrener Assistent ein mal das englische „caning“, d. h. die Ueberredung eines mit goldenem Knopf geschmückten Stodes, übersezte).

„Organ des gemäßigten Deutschthums von Ost County“ nicht zu diesem wichtigen Ereignis das Wort ergreifen zu lassen. Kurzum, meine Stellung war, nächst der des lieben Gottes, weitaus die wichtigste und verantwortungsvollste im ganzen County, und selbst über dessen Grenzen hinaus, bis nach dem besten Minnesota hin, erschoß der Ruf der Zeitung und seines einflussreichen Redakteurs. Ich entsinne mich, einst auf einem Mississippi-Dampfer einen Mann aus Ostlosh getroffen zu haben, der mir im Vertrauen mittheilte, er halte meine Zeitung, weil er Grundeigentum im County habe und deshalb „gepostet“ sein müsse. Diesen Zweck aber, sagte er, erfüllte das Blatt vollkommen. Es mag nun derer Klingen, aber wenn ich jetzt zurückbläue auf diese Glanzperiode in meinem Leben, so darf ich doch wahrheitsgemäß sagen, daß ich einst übermäßig stolz war. Ich hielt es sogar nicht unter meiner Würde, mit ganz gewöhnlichen Sterblichen zu sprechen. Aber allerdings, eine einigermaßen hohe Meinung hatte ich von mir selbst selbst und meinen Fähigkeiten. Darüber wird man sich ja nicht wundern. Wer selbst schon mal auf dem Tripod gesessen und von dort arakelt hat, wird es begreiflich finden. Ich kann von mir, wie ich damals war, sagen, daß wenn ich „Leitartikel“

..... hinter mir, in wesenlosem Lüg, was uns Alle bindigt — das Gemeine.

„Ach, warum bleibt man nicht Zeit seines Lebens „County Editor“? — Doch das gehört nicht hier hin. Ich wollte nur erzählen, daß ich damals noch eine Respectsperson war — gestrichelt und geachtet 20 Meilen in der Runde. Nur eine einzige Ausnahme gab's hiervon, nur e i n e n Menschen, dem ich keine Angst einflößen konnte, und dieser Eine ist der Held meiner Geschichte — Max der Fabulirer. Ob er je einen anderen Namen gehabt, das weiß ich nicht. Ich habe ihn nie anders nennen hören als bei diesen poetischen Namen. Seine Bekanntheit machte ich auf sonderbare Weise.

Es war ein sehr heißer Sommertag, und ich saß in meinem Sanctum in Heubäumen, schauend und mit ab und zu den herabrollenden Schweiß von der Denkerstirn wischend. Da rulle er herein — Max der Fabulirer. Er stolperte über einige Stühle, denn er schien schon zu viel des Guten gegessen zu haben, und setzte sich dann gemüthlich auf den Rand meines Schreibtisches, indem er mit den Beinen schlenderte.

„Wer kennt ihn nicht, den wandernden „Typo“, den ruhelosen Schriftsetzer und Drucker auf der „Walze“? Roth die Nase und roth das Gesicht, ein gewisses Etwas an ihm, das vom Nächststen im Haushof, von intimer Bekanntheit mit manchen ländlichen „Lokup“ von dem Leben des Jsmarsiten erzählt, dessen Hand gegen Zerknauernden erhebt und Jedermanns Hand gegen ihn. So ziehen sie ziemlich alle aus, diese in's Amerikanische überfegte ewigen Handwerksburschen, aber dieser hier übertraf sie alle, die ich bisher noch gesehen. Sein Antlitz glänzte sonst wie die Abendröthe, aber eben so intensiv, und wenn er sprach, verbreitete sich eine bunte Pulverwolke in den gegen die Nachbarstadt. Er war alt, wahrhaftig über 50, und sein grauer Bart hing wir über die haarige Brust hin.

„Er bewacht sich um einen „Job“, und da wir gerade Jemand brauchten, so engagierte ich ihn auf einen Versuch. Er war ein trefflicher Arbeiter, das mußte man ihm lassen, und meine Lustringe für „Job Printing“, die sich sonst immer auf allzu beschneider Höhe hielten, vergrößerten sich zusehens. Kurzum, er war ein Geld werth, so lange er überhaupt arbeitete. Damit erschröpte sich seine Gemüthlichkeit aber noch nicht. Er war nämlich der unermüthliche Vertilger von Rauten und starken Fülligkeiten, vorzugsweise Whisky. Von früh bis spät blubberte er diesem zotigenhaften Raster. Dabei konnte man ihn eigentlich kaum einen Trunkenbold nennen, insofern er nämlich nie wirklich betrunken wurde. Seine Capacität sei, wie er sich ausdrückte, noch nie praktisch erprobt worden. Aber die merkwürdigen Eigenschaften, die er besaß, befand in einem ganz außerordentlichen Ergräberleben. Wie Scherensabe konnte er, wenn er gewollt, Tausend und Eine Nacht ohne Aufhören erzählen, und das war die wunderbaren Geschichten, die bei denen Einen die Haare zu Berge standen und die Gänsehaut auf, und dann wieder solche, die kühlend und prächtig waren. Sie waren

wohl sammt und sonder ein Gemisch von Wasser und Dichtung, wobei letzteres Element bedeutend überwog. Daher wohl auch sein Name „Max der Fabulirer.“ Er hörte den Namen gern. „Ich liebte lauschte ich seinen Geschichten, die persönliche Abenteuer zu schildern vorgaben. Der alte Max war nämlich schon viel, sehr viel, auf der Welt umhergerührt, und das was er gesehen, das schmückte er und illustrierte er dann auf so originelle Weise, daß es jedenfalls viel interessanter als die naide Wahrheit war. Zu den gewöhnlichen seiner „Yarns“ gehörten die über Indianer. Er behauptete, vor 20 Jahren mehrere der kleinen aber blühigen und grausamen Feldzüge gegen die Apachen unter Geronimo und die Sioux und Black Feet mitgemacht zu haben, und wies zum Beweis eine Karte an, die er mir zeigte, die halbkreisförmig um denselben sich hingog. Er sei damals betnahe scapirt worden. Ich hegte allerdings den Verdacht, daß Max die Verleugung während einer „feiner vielen „personal encounters“ am Schanzkopfe einer Schnapstheke gehalten, hütele mich aber, diesen Verdacht auszusprechen, denn sobald man seine Wahrheitsliebe in Zweifel zog, konnte der alte Knabe sehr ungemüthlich werden. Jedenfalls mußte Max viel unter Indianern verkehrt haben, denn er kannte deren Sitten und Gebräuche genau und wußte auch eine Menge Brocken aus ihren Sprachen.

So hatte Max mehrere Monate bei uns „geschafft“, und die „Jobs“ von den Geschäftsläden unseres kleinen Städtchens hörten auf. Es war auf längere Zeit hinaus alles abgekauft. Ich schick Max vor, ein geringeres Salär anzunehmen und dazubehalten. Dagegen empörte sich aber sein Junksfloß. „Nein“, sagte er knurrend und sah mich böse an, „ich gehe wieder. Dieser Platz ist doch nichts für meine Vaters Sohn — kein Feld für mein Genie.“ Und er hob sein noch fülliges Gelb, schnürte sein Bündel (das sehr klein war) und verabschiedete sich. Zwei Jahre lang hörte ich nichts von ihm. Da kam er eines Tages, es war wieder so heiß wie damals, in mein Sanctum „geknallt“, als ob wir uns erst gestern getrennt hätten, sagte sich wieder ungeniert auf mein Pult, und nahm sich eine Handvoll Tabak aus meinem Kistchen, womit er seine Pfeife füllte. Dann erzählte er. Wunderbare Geschichten — noch wunderbarer als früher. In Wyoming unter den Viehhirten war er gewesen, in Arizona unter den Mexicancern und Golddigern, in Californien unter den Chinesen auf einer Drangensfarm — was weiß ich! Und die Fabulirer, die er wieder erzählt hatte. Kaum glaublich. Dabei erzählte er das Alles mit so selbstverständlicher Wiene, mit ruhigen, chmischen Lächeln, daß man ihm unwillkürlich glauben mußte.

„Na, er erhält wieder Arbeit und trieb es ganz so wie das erste Mal. Ein bisschen mehr trant er noch als früher. Aber sonst kein Unterschied.“

„Er war ungefähr wieder einen Monat bei uns, da befand er sich eines Abends spät, als er schon sehr viel schlafenen Whisky an Bord“ hatte, in stark gemüthlicher Gesellschaft in einer Spelunke, die von einem Negern gehalten wurde. Max hatte eben eine furchtbare Geschichte erzählt, die er selbst erlebt haben wollte, wie gewöhnlich. Da widerstand ihm einer der Anderen, ein Mann, der selbst längere Zeit im fernsten Westen gelebt hatte. Max nahm dies trumm, und ein bißiger Streit erhob sich. Alle Anwesenden waren mehr oder minder beaufacht, meistens „mehr“, aber am nächsten Morgen waren sie sämmtlich bereit, darauf zu schwören, daß Max und sein Gegner, Jim Peyton, gewettet hatten um \$1000, daß heute über's Dreier Max in derselben Aneipe die Ohren dreier Indianer vorzeigen werde.

„Ich frag Max darüber. „Ja, es sei ganz richtig“, gab er zu.

„Verriidicht!“ brumnte ich.

„Wissen Sie“, erwiderte Max darauf in aller Seelenruhe, „ich habe das selbst. Wo ich auch hin komme, hier und anderwärts, man glaubt mir meine Abenteuer nicht. Dem will ich ein Ende machen. Und ich kann's auch. Ich bringe bis über's Jahr die drei Paar Indianerinnen herzu, vielleicht geht ich noch einige Nasen oder so was zu, und lasse mir das richtig an Ort und Stelle bescheiden, daß ich dieselben auch selbst erbeutet habe. Dann soll Jim Peyton oder irgend ein Anderer nur kommen und fragen, es sei Hundung mit mir!“

„Max der Fabulirer ließ sich nicht halten. Er ging wirklich eine Woche später wieder auf die Wandererschaft. Ich sehe ihn noch, wie er in aller Gemüthlichkeit die breite Fabriktrage, die nach Alena, dem nächsten Ort führte, hinabschritt und den braunen Tabaksaft mit besonderem Guffo auspfeie in den Staub.“

„Ich hatte Max im Drange der Geschichte — denn es herrschte eine hochpolitische Zeit bei uns im County und die Fahne der Partei mußte flüchtig hochgehalten werden — vergessen. Es waren schon circa 10 Monate verfloßen, als er den Staub unseres Städtchens von sich gestüllet hatte. Jim Peyton war neulich wegen einer schlimmen Schiefahre in die „Gaboose“ gesteckt worden.

Da erhielt ich ein Telegramm. Es war aus Medicine Hat, Montana, und meldete, daß Max am Tage vorher von Indianern des Crow = Stammes ermordet und scapirt worden sei. Was mit der Leiche geschehen sollte? Ich schloß die Drahtbüchse. Ich telegraphirte zurück um weitere Einzelheiten. Die Antwort kam, es gäbe nicht viel weitere. Max habe sich, mit Erlaubnis der Behörden von Medicine Hat und mit höchstföhriger Unterthänigkeit emigrirer-prominenter Bürger, denen er gezeugt, es handle sich um eine Wette, in

der Umgegend auf der Jagd nach Indianernamen und -Ophen befunden. Dabei habe ihn sein Schicksal erreicht. Das sei Alles. Ob ich die Begräbnisstellen werde wolle.

Was sollte ich thun? Ich machte mich sofort auf die Soden und interviewte einige der populären wohlhabenden Bürger unseres Städtchens, denen ich bin ganze Geschichte erzählte. Mit deren Hilfe wurde die nötige Summe aufgebracht, um Max wenigstens ein anständiges Grab zu bereiten. Die \$200 wurden telegraphisch an den Nachbar von Medicine Hat beordert.

Und das war das Ende von Max dem Fabulirer.

Wäre dies eine Warnung für manche Leute sein, ihre großen Worte nicht in Thaten umzusetzen, auch nie einen Versuch in dieser Richtung zu machen. Es befaßt sich nicht.

**Die Unzertrennlichen.**

Von Orela Hill.

„Die Unzertrennlichen“ oder „Fred und Ed“ hießen sie seiner Zeit in der Residenz; Fred Riebel, der schon damals vielseitig angebetete lyrische Dichter, und sein Pflader, der eben noch einem kleinen Ramen ringende Raler Eduard Land.

Fred war ein Hine und schwarz wie die Erde. Er mittelgroß, blauäugig und blondlodig, wie eine Tanne schlant.

Auf einem Künstlerfest hatte das Freundschaftsbündel sich geknüpft, und als es danach von einer genialen Kriesebergsgereze tubebekanntlich nach Spre = Athen zurückgekehrt waren, hatten sie unter demselben Dach — einem schönen Quartier in der Händelstraße — Unterschlupf gefunden. Hoch oben auf der Zinne hauste Ed in einem selbst ungewöhnlichen Anspruchs genügenden Atelier, aus dem man in die rauschenden Wipfel des Tiergartens hineinkuckte. Fred Riebel, der vom Schicksal bereits Verwöhntere, hatte sich im Hochparterre behaglich eingerichtet, wo auch der gemeinschaftliche Gh- und Klauer-Salon die Freunde zu allen Tageszeiten vereinte.

Ein vis-a-vis hatten sie grundsätzlich vermieden. Da könnte irgend eine kleine, runde, weiße, allerliebste Hand eines Tages zum Janapfel werden. Sie hatten Besteres zu thun.

Auch hatte sie ihr Augenmerk auf eine recht ältliche Frau Wittin gerichtet, die sie wiederum mit einer über alle Zweifel erhabenen „Zette“ verorgte denn — so ein sauberer, junger Zimmerfraz — was?!

Die Zette war sogar ein Haupterfolg. Ihr Erscheinen als Hebe mit dem elektrisch erklingenden Tropfen brachte selbst die indifferentesten Naturen unter der Freundschaftschar zu momentanen Ausbrüchen. Einige heulten bei ihrem unerschöpfen Anblick wie Möpfe, wenn sie den Mond sehen; andere donnerwetterten mehrmals hintereinander, und mancher stürzte bei der Anblick der Freundschaftschar in die Kniee, und mancher schrie: „meint ein todter Schöngestir, der auf sein sprachloses Starren in Zettes Antlitz hin lachend um seine Auserkung zur Sache gebeten worden war.“

Das alles war so recht nach dem Herzen der beiden Unzertrennlichen. Fred die schwärzesten Prophezeiungen der Campare bestingen nicht. Darin nämlich waren alle diese männlichen Unten einig, daß diese seltene Freundschaftsbund gerade so lange vorhalten würde, bis das historische „bämische Weib“ pftiglich auf der Bildfläche erscheinen würde, für das toomöglich beide in gleicher, großer, brennender, rasender Leidenschaft erliegen würden.

Die ersten unumgänglich notwendigen Dummeheiten hatten sie ja hinter sich, und die „große Leidenschaft“ des Lebens. . . . ach was, lächerlich!

Sie wollten arbeiten, hart arbeiten; sie lebten ihrer geliebten Kunst und ihrer erblinden, unbegrenzten Freundschaft für einander, und das Weib, das sie trennen konnte, mußte erst noch geboren werden. —

So waren mehr als zwei Jahre in schönster Harmonie verfloßen, und es war wieder einmal Winter.

Da klopfte Ed eines Tages seinem Freund Fred bedeutungsvoll auf die Schulter und sagte:

„Mensch, ich habe mit unferer Zette etwas vor!“

„Na, das trennt uns nicht!“ höhnlachte Fred. „Aber normal ist das nicht, weißt Du, ich werde Dich auf Deinen Heilzustand hin untersuchen lassen.“

Ed schien ausnahmsweise nicht zum Scherzen aufgelegt. Er war ganz im Feuer:

„Je länger ich sie vor Augen habe, desto mehr drängt sich mir der Stoff auf.“

„Die Zette!“

„Ja! Solch ein Modell für ein britisches Strahlenfegerweib läuft mir ja im ganzen Leben nicht wieder in die Finger.“

„Ach so — ablegen willst Du sie?“

„Eine granbiose Idee, sage ich Dir! Das Weib macht mich mit einem Schlag berührt!“

Damit trante Ed ganz begeistert die einst aus England mitgebrachte Sitzmatte vor Fred aus, um ihn ernsthaft für die Angelegenheit zu erwarmer, und — Tags darauf hatte er die erste Sitzung mit Zette, die freilich die ersten zaghaften Eröffnung über seine Absichten ihr qualitativ höchst geringes Fassungsvermögen

gänzlich verlor und ihn nach einem vernichtenden Augenaugehen angefallen haite: „Du könnt' ihnen wohl passen! Aber von so'ne Modelldamen bin ich keines nisch, — un id tümsig die Rabam, wenn mir so wat jeboten wird!“

Nachdem sie langsam aufgetaktet worden war und die ehrenrührige Versicherung erhalten, daß sie ihrer im höchsten Grade materialischen Morgenbullen nicht im mindesten bebraut werden sollte, wurde sie zwar gefügiger, lehnte sich dann aber wieder gegen die zugemuthete Sturmhaube jammert Rehrbelen auf. Erst als Gh ihr mit den treuberechtigten Augen von der Welt aufwand, daß man heut zu Tage jenen barbarischen Zeiten fern stehe, in denen der Besen den Hegen beigestellt sei, daß man ihn jetzt vielmehr nur noch als Symbol eblerster Reialität betrachte, ließ sie sich rühren und folgte ihm im Vollbewußtsein ihres Werthes in's Atelier.

Leider war ihre Anwesenheit in den anderen Räumen stets so sehr viel nothwendiger, daß die Arbeit nur sehr langsam vorwärts schritt. So kam es, daß Gh sich zuletzt gar kein Gewissen mehr daraus machte, Zette unter den frähtlichsten Verpredungen — er schwor ihr, die Schweiz, Paris, wenn sie wollte sogar Ost-Afrika mit ihr zu bereisen — zur Verschümmung ihrer mannigfachen Pflichten zu verlocken.

Je inniger sich aber nun die seelischen Bande zwischen ihm und Zette befestigten, eine desto größere Abneigung schien allmählich zwischen Zette und Fred aufzukommen. Fred Riebel ließ sich aber durchaus nicht abhalten, seinen Gefühlen ihr gegenüber immer häufiger durch Nachreden nicht ganz perfekt geputzter Stiefel, Gabeln, Bf-fel und ähnlicher Gebrauchsgegenstände bereiten Ausdruck zu geben. Er fühlte sich durch die mangelhafte Bedienung, die ihm monatlich baare vier Mark extra kostete, zu Gunsten des jungen Malers „berachlässigt“. Ramentlich besaß er die fast täglich bitter über verlegte Zimmer, die seinen Tenor nothgedrungen umbringen müßten; und so wich allmählich zwischen Gh und Fred der Wonnemond den ärgsten Winterhürnen.

Schon in aller Frühe rief Riebel sämmtliche Fenster auf, bis er hustete, und tam dann ebenso consequent routhschraubend aus der Probe gelüftet; er sei heißer, kriegerische Ton heraus, und das alles nur dieses „Schauerweib“ wegen!

Eines Abends — Fred hatte den Vponel gelungen — tam Gh harmlos aus der Aneipe heim und fand den Freund mit dunkelrothem Kopf am Abendlichte dieses Speisgemmers vor; er hatte bereits allein getastet, was noch niemals geschehen war, seit sie unter demselben Dache lebten. Auf sein „Guten Abend!“ erhielt er keine Antwort.

„Fehlt Dir etwas, Alter?“ fragte Gh.

„Ne — bloß die Stimme ist mir heute bei meiner großen Art übergeschnappt, — sonst nichts!“

„Ach, armer Kerl, da!“

„Spare Dein Weibed gefällig!“

„Weißt denn? Kann ich etwa dafür, daß...“

„Du! — I wol! — Wenn Du nur durch Deine Zette und ihren Besen ein berühmter Mann wirst, was gehen Dich andere Leute an!“

„Na, hör mal!“

„Ich hab's satt!“ schrie Fred; „Deine Freundschaft und diese ganze Waanage hier kann ich... gefolien werden! Morgen ziehe ich aus! — Ich durchschau' ich, mein Kerlchen, — Du bist nicht so unbedürftig, wie Du Dir einbildst! Kein Wort weiter — wir zwei sind fertig miteinander!“

Riebel sprach, schlug die Thür hinter sich zu, daß die Scheiten klinkten, und zog — jeder friedlichen Auseinandersetzung unzugänglich — am anderen Morgen als Gh's erklärter und erbitterter Feind aus.

Eduard Land blieb verweilt zu seiner Nähe. Sein nahezu fertiges Bild stellte ihn noch an Zette. Er hatte sich nicht vertragen, — es machte ihn in der That, als es zur Ausstellung gelangte, über Nacht zum bekannten Manne und war im Handumdrehen verkauft.

Zette aber fühlte sich fortan als beschimpfte Frau. Sie wurde plötzlich bespöttlich, anspruchsvoll, verlangte immer neuerlich, bei ihr liebreich positionierten Reisen über Paris nach Ost-Afrika zum schwarzen Militär nun auch unermüthlich anzutreten und machte dem Bildner ihrer Schönheit die ärgsten Scenen.

Unter Zurücklassung eines beträchtlichen Geldgegenstandes als Beweis seiner Dankbarkeit rettete sich Gh nur durch rechtzeitiges und geträulichs Auskniffen vor noch höher geschraubten Ansprüchen.

So war schließlich doch das Unwahrscheinliche Ereignis geschehen, wenn auch etwas anders, als die Freunde es prophezeit hatten. Gh und Fred, die beiden „Inferparablen“, waren geschiedene Leute, und was sie getrennt hatte, war in That — ein Weib.

**— Vorgebeugt.** Sie: „Sei so gut, und lieh' einmal auf das Barometer, was hier heute für Wetter bekommen werden.“ Gh will in die Stadt fahren und mit einem neuen Hut taufben!“ Er: „Regen, Hagel, Erdbeben!“

**— Ein Weideneuer.** „Von allen Bekannten schäzte ich Sie besonders hoch, Herr Commerzienrath.“ „C. o. . . .“ „I find ja bloß ein Millionier.“

**Die Stiefmutter.**

Von C. F. Phillips.

„Aber lieber Jimmy, Du bist ja gewiß ein sehr guter Junge und ich habe Dich auch von Herzen lieb; wenn immer Dein Vater nicht einwilligt, wozu überhaupt davon sprechen?“

James Brennan, der einzige Sohn seines reichlichen Vaters, geriet neugierig an seinem Kugenglas und stotterte etwas von \$1500 eigenem Einkommen.

Fräulein Bella Mercutio lachte laut auf.

„Und wollen Sie etwa damit sagen, daß wir auf ein Jahresinkommen von \$1500 beirathen sollen? Nein, lieber Jimmy, wenn ich schon der Witwe Vallet sage, so thu ich's nicht um der Liebe in einer Hütte willen, mit Brot und Kaffee. Ich bin nicht von der romantischen Sorte Mädchen oder vielleicht habe ich Sie nicht genug gem dazu. Diese Ansicht sagt mir keinesfalls zu, lieber Junge.“

„Aber, aber ich liebe Sie“, stammelte Jimmy. „Ich kann nicht ohne Sie leben, Bella. Sagen Sie, daß Sie mich auch ein klein wenig lieb haben — nur ein klein wenig, Bella!“

„Gewiß, ich habe Sie sogar recht lieb, recht lieb. Aber um Gottes Himmel wollen, schauen Sie nicht so trauerweidenmäßig drein. Ich möchte Sie ja eher heute als morgen heirathen, wenn es ginge, aber es geht nicht. Sie sagen ja selbst, daß Ihr Vater nicht einwilligen würde.“

„Es haben schon Leute mit \$1500 jährlich geheirathet“, murmelte Jimmy. „Aber ich bin nicht bereit veranlagt. Ich bin zu selbstthätig, zu reichlich — zu — was Sie wollen! Und nun trinken Sie Ihren Thee aus, lieber Freund und sagen Sie mir Adieu. Je länger Sie brüder nachgrübeln, desto weniger wird Ihnen die Sache gefallen und geschehen muß es doch.“

„Ich brauche keinen Thee“, brummte Jimmy und griff nach seinem Hut. „Und wenn Papa seine Einwilligung gäbe?“

„Dann wird Bella Mercutio die Ihre. Und nun Adieu, lieber Junge, ich habe um sechs Uhr Rendezvous mit einem Theateragenten und will mir ein Hütchen aufputzen, um ihm den Kopf zu verdecken.“

Sie hielt ihm ihre Wange zum Kusse hin und er ging.

Auf dem ganzen Wege grübelte er darüber nach, wie es wohl möglich sei, seinem Vater die Einwilligung abzuschmeicheln. Bella war aber auch gar zu materialistisch, und er mußte, so verlobt er auch war, eingestehen, daß sie das Praktische doch zu weit treibe. Gewiß, es war der harte Kampf um's Leben, den sie bisher gefochten, der sie veranlaßte das Ideale so in den Hintergrund zu schieben, und er konnte sie ja nicht tadeln, nein. Wenn nur sein Vater etwas nachgiebiger wäre, wie glücklich könnten sie doch sein!

Sie hatten einander im Macready Club kennen gelernt, in jenem dramatischen Amateurlub, dessen herborragendes Mitglied Jimmy Brennan gewesen. Bei der ersten Begegnung fing Jimmy Feuer und wurde erhört. Aber als sie davon Kenntniz erhielt, daß all seine Absichten von der Erlaubnis seines Vaters abhängig wären, lehnte sie seinen Heirathsantrag rundweg ab, denn von einer heimlichen Ehe, erklärte sie, wolle sie nichts wissen und auf seines Vaters Einwilligung sei nicht zu hoffen.

Brennan senior war auch in der That der Letzte, der zu einem solchen Herzensbunde seine Einwilligung gegeben hätte. Denn er lebte nur seinen Büchern, Mägen und staubigen Manuskripten, und seit dem Tode seiner Gattin hatte er mit keinem anderen weiblichen Wesen gesprochen, als mit seiner Secretärin, die dem alten Widerrwurm seit unentgeltlichen Zeiten Schreiberdienste leistete.

Und zu diesem vernünftigen Weiterhin sollte nun Jimmy hingehen und von seiner Liebe zu einer thaurischen Sourette sprechen. Undenkbar. . . .

Am nächsten Tag postete Jimmy mit Krabbelndem Gesicht an Bella's Thüre.

„Bella, haben Sie mit Ihrem Theateragenten ein Engagement abgeschlossen?“

„Nein.“

„Das freut mich, denn ich habe Ihnen eins anzubieten. Ich bin neugierig, ob Sie die Rolle werden spielen können. Sie Sie, Liebbling, wenn ich die Sache so einzuführen möchte, daß Sie mit dem Papa in tägliche Verührung kämen, glauben Sie, daß es Ihnen gelingen würde ihn zu erobern und mit dem strahlenden Sonnenschein Ihres Lächelns die Eistürze seiner Härte zu schmelzen?“

„Jim nämlich die Einwilligung zu unserer Heirat zu entziehen?“

„Ja, das mein' ich, wenn er Sie nichtgewinnt. Hören Sie mich an, Bella. Mein Papa hat einen weiblichen Secretär, den möchte ich nun schleichlich entfernen und Sie an ihre Stelle setzen. Sie hätten nämlich zu thun als nach seinem Diktat zu schreiben. Sehr langweilig, fürchterlich langweilig, aber sehr leicht. Fräulein Wilkins ist alt und brummig. Welch köstliche Veränderung wird also ihre junge, schöne Cousine für den alten Herrn bedeuten. Gleich einer Göttin dem Olymp wird sie in seine staubige Bibliothek hinkuntersteigen.“

„Ich soll also als Cousine Ihres Fräulein Wilkins gelten? Und wie wollen Sie das bewerkstelligen?“

„So, daß ich ihr Gehalt erhöbe um der Bedingung, daß sie Ihnen ein Empfehlungsschreiben gibt, in welchem sie sich trant melbet und Sie mit der Stellvertreterin betraut. Was sagen Sie zu dem Plan?“

„Es klingt wie eine Poffe, aber wenn's gelingt, — ich will's versuchen.“

Hoffentlich wird mir Ihr Herr Papa auch zahlen!“

„Nur \$10? Ich dachte, daß der alte Herr im Golde schwimmt.“

„Ja, aber er liebt es nur gern herbeischwimmen, nicht heraus. Uebriens handelt es sich hier um den Preis, der zu gewinnen ist.“

„Nun gut, ich will's versuchen. Wenn Sie die einleitenden Schritte gethan haben, lassen Sie mich's wissen.“

„Das geschieht noch heut Abend. Heut paß ich die Wilkins ab und bringe die Sache in Ordnung, und ich geht, mein Lieb, seien Sie guter Dinge und geben Sie mir einen Kuss. Sie werden doch Mrs. Brennan, mein Wort darauf.“

Nächsten Morgen berichtete er sämuntzeln, Miß Wilkins habe sich durchaus nicht abgeneigt gezeigt, wöthentlich ein höheres Gehalt mit drei Monate Ferien zu acceptiren. Zum Dank dafür habe sie ein sehr warm gehaltenes Schreiben verfaßt, in welchem sie ihrem Bedauern darüber Ausdruck gibt, privater Verhältnisse halber auf einige Zeit pftiglich verreisen zu müssen, weshalb sie ihre Cousine als fähige Stellvertreterin sende.

„Sehr besähigt und intelligent!“ — rief Jimmy begeistert — „und nun nehmen Sie den Kampf auf und fügen Sie. Wir nehmen sofort einen Wagen und ich warte an der Straßenecke den Erfolg ab.“

Eine halbe Stunde später zog die schöne Bella die Glode an Papa Brennan's Haus und Jimmy wartete geduldig. Nach Verlauf einer Viertelstunde schlug er sich freudig schmunzelnd auf's Knie.

„Die Cousine hat den Posten angenommen. Die Trümpele sind in ihrer schönen kleinen Hand. Heut Abend gehen wir in's Theater und nehmen insofern ein feines Souper zu Ehren des ersten Sieges!“

Am Abend legte sie Rechenhaft ab und gestand, der alte Herr sei Anfangs etwas unangenehm gewesen und sie habe gefürchtet, er werde sie vor die Thür setzen. Aber nachträglich thate er überaus schön nach und war ganz lebenswürdig und höflich.

„Er scheint nicht halb so brummig zu sein, als man ihn schildert, und sein Scherz war prima.“

„Er hat Ihnen Scherz zu trinken gegeben?“ rief Jimmy überrascht. „Doch nicht denn, mit dem gelbem Siegel?“

„Ich weiß nicht, was für ein Siegel drauf war, aber das weiß ich, daß er ein Bouquet gehabt hat — ah und die Sandwiches mit der delikaten Gansleber!“

„Sie haben das Spiel gewonnen, Bella“, rief Jimmy überrascht. „Mir ist's, als hört' ich schon unsere Hochgeitgloden.“

Ihre Berichte klangen von Tag zu Tag verheißungsvoller. Papa Brennan hatte ihr zu ihrer reichen Ausstattung erklärt, sie bedeute für ihn entscheidende einen Gewinn. Papa Brennan hatte geäußert, er wüßte höchstoftig nicht, was es ohne sie thäte. Und Jimmy begann zu denken, es sei nun schon Zeit, die volle Wahrheit zu betennen. Aber Bella fand es noch verfrüht und Jimmy verstand sich dazu, noch ein wenig zu warten.

Endlich, nachdem die Komödie ungefähr zwei Monate gedauert hatte, beschloß er eines Abends, daß nun die Bombe platzen müsse. Im selben Augenblick brachte ihm sein Diener ein Telegramm aus Saratoga, das folgende enthielt:

„Lieber Junge! Ihr Vater und ich haben heute morgen geheirathet. Er hat sich so sehr an mich gewöhnt, daß er den Contract nicht machen wollte. Kränken Sie sich nicht, lieber Jimmy, und bewahren Sie Ihre Zuneigung Ihrer Stiefmutter.“

**Zweiterlei Rechnungen.**

„Herr Direktor“, sagt der Postaffistent Volben zu seinem Vorgesetzten, „morgen wird sich meine Schwester Lisa mit dem Kaufman Dornbusch vermahlen, weshalb ich ergebe um Urlaub bitte, da ich der Hochzeit beimohnen möchte.“

„So, lo, unterbrach ihn der Postdirektor, Ihre Schwester wird morgen in den heiligen Stand der Ehe treten? Na, gratulire denn! Sie sollen einen Urlaub von achtundvierzig Stunden haben!“

„Dante gehorsamst, Herr Direktor“, sagt der Affistent, verbeugt sich leicht und verläßt dann das Arbeitszimmer seines Vorgesetzten.

Sieben Tage sind seit seiner Urlaubsbewilligung verfloßen, Volben aber noch immer nicht von demselben zurückgekehrt. Endlich am achten Tage findet er sich wieder auf seinem Bureau ein und wird von dem Direktor mit Vorwürfen ob einer solch toffalen Urlaubsüberbreitung empfangen.

„Ja, das mein' ich, wenn er Sie nichtgewinnt. Hören Sie mich an, Bella. Mein Papa hat einen weiblichen Secretär, den möchte ich nun schleichlich entfernen und Sie an ihre Stelle setzen. Sie hätten nämlich zu thun als nach seinem Diktat zu schreiben. Sehr langweilig, fürchterlich langweilig, aber sehr leicht. Fräulein Wilkins ist alt und brummig. Welch köstliche Veränderung wird also ihre junge, schöne Cousine für den alten Herrn bedeuten. Gleich einer Göttin dem Olymp wird sie in seine staubige Bibliothek hinkuntersteigen.“

„Ich soll also als Cousine Ihres Fräulein Wilkins gelten? Und wie wollen Sie das bewerkstelligen?“

„So, daß ich ihr Gehalt erhöbe um der Bedingung, daß sie Ihnen ein Empfehlungsschreiben gibt, in welchem sie sich trant melbet und Sie mit der Stellvertreterin betraut. Was sagen Sie zu dem Plan?“

„Es klingt wie eine Poffe, aber wenn's gelingt, — ich will's versuchen.“